

Friedrich Pohlmann

Der Schlachthof

Innenansichten einer abgeschotteten Industrie

Dass ehemalige Schlachthöfe in größeren Städten eine neue Nutzung als Kulturzentren erfahren, ist keineswegs selten. Interesse verdient dabei aber, dass die neue Nutzung mit der alten sprachlich zumeist verbunden wird. „Zum alten Schlachthof“ heißt dann die Örtlichkeit, in der sich Angehörige der jüngeren Generation zu diversen Veranstaltungen treffen. Für Verabredungen nehmen sie die Benennung gerne in den Mund, wohl des mitschwingenden hintergründig-ironischen Kitzels wegen, den die seltsame Verknüpfung des Wortes „Kultur“ mit dem Phänomen des Schlachtens auslöst. In den Genuss einer Adellung durch den Kulturbegriff kommt bei uns freilich nur der frühere Schlachthof, seine für Events der Jugendkultur umgerüstete architektonische Hülle. Hingegen ist die Verwendung des Etikettes für jenen Betrieb, in dem die dem Sinne des Wortes „Schlachthof“ entsprechende Tätigkeit realiter ausgeübt wird, ungewöhnlich. In einer Zeit der wundersamen Entdeckung immer neuer Kulturen sind uns zwar die Augen für die Besonderheiten von „Kneipen“- , „Aktien“- , „Willkommens“ – und „Bratwurstkulturen“ geöffnet worden, aber trotz unserer Einblicke in das Wesen der letzteren sind doch die Chancen, dass wir auch im Schlachthof einen Kulturträger zu erkennen vermögen, minimal. Denn der Normalmensch meidet das Sprechen über die Stätte, von dem seine fleischliche Nahrung stammt, und er scheut sogar vor unzweideutigen Benennungen ihrer Ingredienzien zurück. Man nennt die Blutwurst lieber „Rotwurst“ und erzählt Kindern nicht, woraus sie gemacht ist und verniedlicht, jedenfalls in Baden, die Leber zu „Leberle“. Das ist anders bei den Vegetariern und Tierschützern mit missionarischem Ehrgeiz. Sie ergehen sich, obwohl ihnen fast immer eine genauere Kenntnis der Eigentümlichkeiten des industriellen Schlachtens fehlt, in breiten Schilderungen dessen, was sie – und wohl die meisten Menschen – am stärksten abstößt, in der illusorischen Hoff-

nung, dadurch eine Bekehrung ihrer fleischliebenden Mitmenschen zur Ernährungsweise und Weltanschauung der Vegetarier zu erreichen. Ich möchte hier gleich betonen, dass mir ein derartiger Impuls ganz fern liegt. Allerdings halte ich das Töten und Verspeisen der Tiere – und gerade das industrialisierte Massentöten im modernen Schlachthof – auch nicht für eine Selbstverständlichkeit, über die man emotionsfrei hinweggehen könnte. Viele Menschen haben, mehr oder minder stark ausgeprägt, ähnliche Vorbehalte, und gerade deswegen war ich vor kurzem auch erstaunt, als ich in einer bekannten Kindererzählung Astrid Lindgrens, der Erzählung „Madita“, die Schilderung einer Schweineschlachtung und die darauf folgende Zubereitung einer „Blutsuppe“ fand. In einer fast wollüstigen Anteilnahme wird dort das Verrühren des Blutes beschrieben, und man spürt förmlich, wie der vorgestellte Anblick und vor allem Geruch des Blutes Astrid Lindgren das Wasser im Munde zusammenlaufen lässt. Aus der emotionalen Sperre, die man beim Vorlesen dieser Stelle empfindet, sollte man aber nicht schließen, dass einem selbst eine Sensibilität eignete, die den Dorfmenschen Astrid Lindgrens in der Mitte des letzten Jahrhunderts noch fehlte. Jedes Kind reagierte auf das Erlebnis einer Schlachtung zunächst mit gebannter anteilnehmender Verstörung, aber das Schlachten im Dorf war ein mehr oder weniger alltäglicher sichtbarer Akt, der für Kinder bald seinen irritierenden Stachel verlor, und das Töten eines einzelnen Tieres hat einen sehr anderen Charakter als das industrialisierte Massenschlachten in modernen Schlachthöfen. Die anfängliche Verstörung des Kindes kann aber als eines von vielen Indizien für die Annahme gedeutet werden, dass die außerordentliche Vielfalt soziokultureller Formbarkeiten der Psyche des Menschen als einer fleischessenden Spezies keineswegs die Existenz einer Disposition ausschließt, die in allen Kulturen den Fleischverzehr mit dem *Vorbehalt von Dissonanzen* belastet, die dann ihrerseits kultureller Arrangements zu ihrer Auflösung bedürfen. Die *Überwindung einer Hemmung* ist selbst ein integraler Bestandteil des Wunsches nach dem Fleische, und der Vegetarismus nur die Variante einer anthropologischen Anlage, in der die Hemmung zu einem Hindernis ausgebaut wurde, dessen Übersteigerung ein selbstgesetztes Verbot, ein individueller Wille zum „Nein“ untersagt. Diese Hemmung, so die Vermutung, ist keineswegs nur ein Produkt unseres Bewusstseins und unserer Vorstellungskraft, die – qua Mitgefühl mit dem Tier – uns manchmal ganz gegen unseren eigenen Willen auch beim wohlschmeckendsten Essen heimsucht, son-